

St.Galler Tagblatt, 16.11.2009

## **Im seelischen Kriegszustand**

**Die jüngste St. Galler Schauspielpremiere ist auch räumlich eine Premiere: Kleists Prinz Friedrich von Homburg spielt im Saal, das Publikum sitzt auf der Bühne. Und erlebt zwei Stunden packendes Theater.**

von Peter Surber

Krieg ist der Bruch. Die Katastrophe. Krieg ist die Verkehrung aller zivilen Verhältnisse in ihr Gegenteil, die Barbarei. Krieg ist das Andere, das Unsagbare, Unspielbare. Wie lässt sich daraus Theater machen – zumal aus der Optik einer verschonten Generation, die, anders als Kleist und seine Zeitgenossen vor zweihundert Jahren, die Allgegenwart von Krieg und Schlachtereie nie erlebt hat? Krieg spielen? Das will sie nicht, die gut dreissigjährige Münchner Regisseurin Katja Langenbach und ihr ebenso junges Team (Bühnenbildnerin Hella Prokoph, Ausstatterin Julia Ströder und Komponist Jakob Diehl).

Dafür stellt sie die Theaterverhältnisse auf den Kopf. Kriegsschauplatz in St. Gallen ist nicht die Bühne, sondern der Zuschauerraum.

Das Publikum wird via schmale Treppen über die Hinterbühne auf die Bühne gelotst und blickt auf seine sonstigen Plätze, die für einmal dem Ensemble gehören. Nichts und keiner bleibt auf seinem Platz – das ist ein sprechendes Bild für den Krieg als Zustand. Und ein triumphaler Sieg über die sonst beengten Bühnenverhältnisse. So viel Weite, Tiefe und Höhe war nie im Theater. Ein freier Platz vorn, ein rampenartiger Aufstieg links hinauf zu den obersten Rängen, von wo aus die Offiziere den Schlachtverlauf bei Fehrbellin kommentieren und wo später der Kurfürst residiert. Spielplätze zuhauf, Märsche durch die Sitzreihen, Befehlserteilung vom Balkon herab, Riesendistanzen, wie sie der Krieg zwischen Menschen aufreißt: Die theatralische Innenarchitektur des Paillard-Baus ist wie gemacht für großes Drama.

Die Regie setzt im Raum klare Feldzeichen, keinerlei Schlachtgewühl- das ganze Kriegsgeschehen steckt in der Musik, die motorisch hämmert, Streicher kreischen lässt und bedrohlich gewittert in Szenen und Pausen. Die Farben hat der Krieg, der große Gleichmacher, dagegen gekillt.

Der Saal ist mit schwarzem Plastik vollständig ausgelegt, schwarz sind die Ringe unter den geröteten Augen der übernachteten Soldaten und der zum Kriegsglück und -unglück mitverdammten Frauen, Kurfürstin und Prinzessin. Grau die Uniformen. Golden glänzt einzig der Patronengurt, den der Kurfürst wie einen Schal trägt und den er dem Homburg zur (fast möchte man sagen: Dornen-)Krone windet. Die Messias-Assoziation ist nicht ganz abwegig. Homburg kommt aus der Unschuld, ein Tor und Träumer. Ein weißer Seidenvorhang verdeckt zu Beginn den Saal, auf ihm tanzen Homburgs Traumgestalten von Heldenruhm und Liebesglück als riesige Schatten – bis er aufwacht und sich schreckensvoll ins Tuch wickelt. Später hängt er, als

Gefangener, in den Seilen wie gekreuzigt. Seine Schuld scheint zuerst lässlich, er hat im Gefecht bloß zu früh, gegen kurfürstlichen Befehl, angegriffen. Wird trotz seines Siegs zum Tod verurteilt, dann begnadigt um den Preis, sich sein Todesurteil noch einmal selber zu fällen: ein Schicksal zum Zerreißen, wie stets bei Kleist.

Das zeigt Nikolaus Bendas starke Charakterzeichnung in allen Facetten, im sprechenden Mienenspiel, im ratlosen Herabhängen der Arme, im Stolpern, im raschen Umschlag von Traulichkeit zu Trotz. Noch in der höchsten Selbstüberwindung, im Ja zum Todesurteil ist Bendas Homburg eher introvertiert als pathetisch; kein Held, ein Bub, der mit aufgerissenen Augen ins Getümmel um Leben und Tod geraten ist. Neben ihm die gegensätzlichen Frauen: Boglarka Horvaths Natalie verkörpert den sprühenden Glauben ans Leben, während die Kurfürstin (Diana Dengler) sich in Sorge verkrampft. Alexandre Pelichet spielt den Kurfürsten imposant mit Rückgrat. Seine Soldaten sind wie er selber keine Haudegen, sondern Kriegspragmatiker mit Ermüdungserscheinungen: Hans-Rudolf Spühler, Hannes Perkmann, Matthias Albold und Marcus Schäfer.

Wenn sie da stehen und reden, wird Kleists schwierige Sprache selbstverständlich. Für einmal erlebt man Sprechtheater mit Mikroports verstärkt – ein kluger Entscheid bei den weiten Spieldistanzen. Doch liegt's nicht allein daran, dass man jedes Wort versteht. Katja Langenbach choreographiert die Szenen einfach, aber klar, mit Verdichtungen und präzis gesetzten Generalpausen, übersetzt den Kleist'schen Satzbau in räumliche Beziehungsgrammatik.

Und immer in der Mitte: Homburg, der Mensch im inneren Kriegszustand. «Gleichviel» sagt er immer wieder, Kleists altes Wort für «trotzdem» – ein Wort, das Gegensätze zusammendenkt. Das ist die humane Botschaft dieser Inszenierung. Sie stellt der Barbarei des Schlachtens und des Gesetzes den leibhaftigen Menschen entgegen, komplex, zwiespältig und liebenswert. Sie spannt in die Schwärze des Raums ein weißes Tuch, das ein verletzliches Band zwischen Homburg und Natalie knüpft. Am Ende aber fehlt dieses Tuch, das Finale ist illusionslos: Homburg lebt, doch im Gestammel von «Sieg» und «Staub» hört man schon das Donnerrollen des nächsten Kriegs.